

In einem Bächlein helle

Franz Schuberts Lied **Die Forelle** D 550

Vorsicht! Nicht immer ist alles so, wie es auf den ersten Blick aussieht. Auch nicht bei Schuberts „Forelle“. Denn wenn Sie genau hinschauen, sehen Sie, dass dies nicht die Fassung ist, die Sie im Ohr haben. In der Melodiestimme finden Sie zum Beispiel in Takt 14 und 16 einen anderen, weniger verzierten Melodieverlauf. Der, den Sie kennen, stammt aus der vierten Fassung, die erstmals am 9. Dezember 1820 in der „Wiener Zeitung“ veröffentlicht wurde und 1825 im Verlag Anton Diabelli erschien. In beiden Fällen allerdings ohne ein Klaviervorspiel. Das fügte Diabelli erst in seiner Ausgabe von 1829 dazu – und es ist von ihm, nicht von Schubert!

Schuberts Klaviervorspiel ist nämlich das, das hier abgedruckt ist. Nur in dieser fünften Fassung fängt sein Lied so an – die vier Versionen zuvor gehen direkt mit der Singstimme los (vermutlich: Die erste Fassung ist verschollen). Wenn Sie diese einleitenden Takte des Klaviers betrachten, sehen Sie, dass die Singstimme im fünften Takt einsetzt, nachdem das Klavier die markante Sechzehntelfigur des Fischleins viermal vortragen hat und in einem Akkord zur Ruhe gekommen ist. Die Fassung von Diabelli hat dagegen sechs Takte mit fünfmal der Sechzehntelfigur

und kommt dann auch in einem arpeggierten Akkord zur Ruhe, ehe die Stimme einsetzt. Aber wenn Sie sich einmal das Vergnügen machen, einschlägige Aufnahmen anzuhören, werden Sie noch alle möglichen anderen Versionen zu hören bekommen.

Das passt irgendwie zu dem Stück, das hinter der fröhlich plätschernden Oberfläche ungeahnte Tiefen verbirgt. Den Text schrieb der Dichter, Komponist und Journalist Christian Friedrich Daniel Schubart 1782 auf der Festung Hohenasperg, wo er, wegen seiner Kritik am württembergischen Herrscher, ohne Anklage, Prozess oder Urteil zehn Jahre in Haft saß. So drängt sich neben der Analogie des gefangenen Fisches mit einem verführten Mädchen auch die Identifikation des Sprechers mit dem gefangenen und ausgetricksten Fisch auf. Welche Tiefen Schubert der Melodie noch abgewinnen konnte, erfährt man dann in seinem Klavierquintett, wo er sie, vermutlich 1819, als Thema für den Variationensatz wiederverwendet hat.

Wirklich sorgsam ging Schubert mit dem Lied nicht um. Jedenfalls notierte er 1818 an den Rand der dritten Fassung: „Eben, als ich in Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich etwas schlafrunken das Tintenfass

und goss es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil.“ Über die genaue Tempobezeichnung wurde er sich nie klar: „Etwas geschwind“ ist hier auf dem abgebildeten Notenblatt zu lesen, und so steht es auch in der dritten Fassung, während in der zweiten „nicht zu geschwind“ zu spielen ist.

Die Dynamik ist dagegen denkbar einfach zu verstehen: Zwei Takte lang geht es im Klavier piano los, dann wechselt man ins Pianissimo. Dass man dabei gefälligst bleiben soll, daran erinnert die erneute Einzeichnung unter dem Einsatz der Singstimme. Das würde man gerne auch mal so hören...

Auffällig auch: Die 16tel-Sextolen sind nur am Anfang zweimal mit einer „6“ gekennzeichnet, später hat Schubert darauf verzichtet. Dafür sind die Bindungen dieser schnellen Figuren interessant: Meist steht dabei wie im ersten Takt ein Bindebogen, manchmal ist das Motiv aber auch wie in Takt drei aufgeteilt in fünf plus zwei Noten. Die Schubert-Gesamtausgabe hat diese geteilten Bögen allesamt korrigiert, obwohl man mindestens im Vergleich des Beginns der dritten Akkolade mit der vierten fragen kann, ob Schubert hier nicht tatsächlich Unterschiedliches gemeint hat.

Klemens Hippel